

**Martin Hein**

## **Die Zukunft des Pfarrberufs und des Pfarrhauses**

*Vortrag bei der Tagung der Luther-Gesellschaft in Zusammenarbeit mit der Wartburg-Stiftung Eisenach „Pfarrer und Pfarrhaus – Geschichte und Gegenwart“ am 10. Mai 2014.*

### **I. Einleitung: Zur Fragestellung**

Schon die Formulierung meines Themas zeigt, dass wir es in den letzten Jahren mit einer neuen Fragestellung in Bezug auf das Pfarramt zu tun bekommen haben. Die Zukunft des Pfarrberufs *und* des Pfarrhauses – wer hätte das vor dreißig oder fünfzig Jahren in einem Atemzug genannt? Die Veränderungen, die der Pfarrberuf durchläuft, spiegeln sich inzwischen auch in der Haltung gegenüber dem Wohnen im Pfarrhaus – sowohl bei den Gemeinden als auch bei den Bewohnern. Residenzpflicht und Präsenzpflicht werden zunehmend als eine der Zumutungen des Pfarramts empfunden, während das Wohnen im Pfarrhaus früher einmal ein Privileg war. Die Bereitstellung von Pfarrhäusern stellt für die Landeskirchen eine erhebliche finanzielle Herausforderung dar und muss im Rahmen strategischer Haushaltsplanungen wohl bedacht werden. Damit taucht neben der konzeptionellen auch die finanzielle Frage auf, die das Thema nicht eben vereinfacht.

Gleichwohl gehe ich nicht so weit, von einer „Krise“ des Pfarramts zu sprechen. Die Rede von der Krise wird leicht inflationär. Aber allein die Tatsache, dass in den letzten Jahren eine Fülle von Untersuchungen, Befragungen, wissenschaftlichen Aufsätzen und Büchern zum Thema „Pfarramt“ erschienen sind, die nach der Rolle von Pfarrern und Pfarrerinnen in der Kirche fragen, nach dem Selbstverständnis und der Fremdwahrnehmung, zeigt ja deutlich, dass hier etwas in Bewegung geraten ist.

Die Eule der Minerva fliegt bekanntlich in der Abenddämmerung. Zum Thema wird, was ein Problem ist. Die jüngste Kirchenmitgliedschaftserhebung der EKD „Engagement und Indifferenz“ zeigt, dass die Rolle der Pfarrerinnen und Pfarrer nicht nur in der Wahrnehmung von außen, sondern auch in der der Kirchenmitglieder (und zwar gerade der indifferent Distanzierten) als sehr hoch bewertet wird – ganz gegen den Trend der Selbstrelativierung des Pfarramts im Verhältnis zu den Ehrenamtlichen, die in einem großen Teil der Pfarrerschaft in den letzten Jahrzehnten Raum griff.

Ich möchte im Folgenden die Perspektive der kirchlichen Praxis entfalten und weniger auf die Vielzahl von Konzepten und Entwürfen eingehen, die zum Thema vorliegen. Die Frage muss erst einmal lauten: Was ist der Fall? Oder noch vorsichtiger: Wie stellt sich aus kirchenleitender Sicht dar, was der Fall ist?

Eine These stelle ich voran: Vom „Pfarrhaus“ zu reden, als sei es eine verallgemeinerbare Größe und eine kulturelle Konstante, hat keinen Sinn mehr. Längst müssen wir von Pfarrhäusern im Plural reden. Und angesichts der hohen Ausdifferenzierung des pfarramtlichen Dienstes stellt sich die Frage, ob wir nicht auch differenzierter von den verschiedenen Berufsgestalten des einen Amtes reden müssten und Modelle höherer Flexibilität denken müssen.

So muss ich gleich zu Beginn zwei Konzessionen machen. Die erste lautet: Ich habe vor allem das Gemeindepfarramt im Blick, weil wir nur hier zugleich die Frage des Pfarrhauses mit bedenken müssen. Funktionspfarrämter – und dazu gehören als eigenes Thema auch die leitenden Ämter – betrachte ich nur am Rande.

Und die zweite Konzession ist vielleicht noch wichtiger: Ich gehe davon aus, dass wir in den nächsten zehn Jahren keine gravierende Veränderungen in der Finanzierung von Kirche oder in der „volkskirchlichen“ Gestalt unserer Kirchlichkeit erleben werden. Wenn ich im Folgenden von einer stärkeren „Flexibilisierung“ unserer Wahrnehmung und Handlungsoptionen spreche, tue ich dies unter der Voraussetzung einer ziemlichen Stabilität der jetzigen Verhältnisse.

Überlegungen zu „Nebenerwerbspfarrämtern“, „Stiftungspfarrämtern“ oder noch weiter gehendere Modelle pastoraler Ehrenamtlichkeit liegen mir derzeit noch fern. Es ist sicher kein Fehler, immer auch einen Blick auf Kirchen in der weltweiten Ökumene zu werfen, die grundlegend anders organisiert und gesellschaftlich verankert sind als wir. Doch geht es mir heute darum, möglichst konkret eine Perspektive auf der Basis eines zu verändernden Status quo, aber nicht eines völlig anderen Status quo zu werfen. Man muss die 5. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft nicht nur alarmistisch lesen; man kann sie auch als Ausdruck einer erstaunlichen Stabilität lesen. Und zu diesem Realismus neige ich einstweilen.

## II. Es ist kompliziert: Ein Beispiel

Lassen Sie mich mit einem Beispiel einsteigen. Ich möchte Ihnen, weitgehend anonymisiert und elementarisiert, die Situation in einer Region der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck schildern, weil ich glaube, dass sie exemplarisch verdeutlicht, wie komplex die Situation geworden ist.

Es handelt sich um eine erst in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts durch Zusammenschlüsse mehrerer Orte gegründete Industriestadt von rund 28.000 Einwohnern. Die Bevölkerung ist sehr gemischt, aber mehrheitlich evangelisch. Fünf Kirchengemeinden, die in acht Bezirke aufgeteilt sind, werden von 6  $\frac{3}{4}$  Pfarrstellen betreut, die aktuell sieben Personen innehaben. Eine Pfarrstelle wird aufgelöst und ist unbesetzt. Es gibt fünf Pfarrhäuser, die jeweils in den Gemeinden stehen, sowie ein Pfarrhaus außerhalb der Kirchengemeinde. Was also auf den ersten Blick ganz normal aussieht, differenziert sich beim genaueren Hinsehen erheblich.

Denn in keinem der Pfarrhäuser wohnt eine „traditionelle“ Pfarrfamilie, und nur zwei der Pfarrstellen sind im traditionellen Sinne „normale“ Pfarrstellen, will meinen: ganze Pfarrstellen, die sich auf eine Gemeinde bzw. ein so genanntes „Kirchspiel“, also den Zusammenschluss von Kirchengemeinden, beziehen.

Schauen wir genauer hin: Eine Pfarrerin hat einen  $\frac{3}{4}$  Auftrag, der sich auf einen Gemeindebezirk in der größten Kirchengemeinde innerhalb der Stadt bezieht. Sie wohnt in einem Pfarrhaus, was sie aber eigentlich nicht müsste. Denn bei  $\frac{3}{4}$ -Pfarrstellen ist das Wohnen im Pfarrhaus in unserer Landeskirche fakultativ. Das Pfarrhaus stammt aus den 60er Jahren und braucht in absehbarer Zeit eine Grundrenovierung. Die Pfarrerin ist mit einem Landesbeamten verheiratet, der einen vollständig anderen Arbeitsrhythmus hat und daher in der Gemeinde kaum präsent ist.

Eine andere Pfarrerin mit ganzer Stelle versorgt das Neubaugebiet der genannten Gemeinde sowie die ehemalige Nachbargemeinde, seit beide Gemeinden fusioniert sind. Sie bewohnt ein eigenes Pfarrhaus: eine Gemeinde also - aber zwei Pfarrhäuser. Auch sie wohnt nicht in einer klassischen Pfarrhaussituation, denn sie ist mit dem Pfarrer verheiratet, der die dritte, halbe Pfarrstelle der Gemeinde versieht. Beide sind also keine Stellenteiler, sondern haben gemeinsam anderthalb Pfarrstellen.

Dieser Pfarrer versorgt den traditionellen Ortskern derselben Gemeinde. Zugleich hat er einen halben Dienstauftrag im Landeskirchenamt, muss also das betreiben, was

man modern „Job-Sharing“ nennt. Er wohnt eher „zufällig“ auf Grund seiner Ehe im Pfarrhaus der Gemeinde, denn Inhaber halber Pfarrstellen sind nicht residenz- und auch nicht präsenzpflichtig. Er könnte auch außerhalb wohnen. Sein Vorgänger wohnte 60 km von der Gemeinde entfernt und hatte drei feste Tage in der Gemeinde – eine echte logistische Herausforderung!

In den beiden Nachbargemeinden, die die Kernstadt darstellen, gab es bis vor kurzem 2,75 Pfarrstellen: Eine ist unbesetzt, das Verfahren zur ihrer Auflösung läuft. Eine naheliegende Fusion, die viele Probleme lösen könnte, wurde bisher massiv blockiert. So wird die Gemeinde im Augenblick von zwei Pfarrern mit jeweils ganzen Pfarrstellen versorgt, die aber ungleichmäßig große Gemeindeanteile haben. Einer wohnt in einem Pfarrhaus, das als Doppelhaus gebaut wurde – die andere Hälfte steht leer und ist von ihrer Anlage her schwer verkäuflich. Er ist unverheiratet. Auch hier also keine klassische Pfarrhausituation. Der andere Kollege wohnt in einem angekauften Pfarrhaus, das aber nicht im Bereich seiner Gemeinde liegt. Seine Residenzpflicht ist aufgehoben. Er ist verheiratet, seine Frau arbeitet Vollzeit. Sie ist in der Gemeinde – im Sinne des klassischen Pfarrfrauenbildes – kaum zugegen. Dass der Pfarrer nicht in der Gemeinde wohnt, wird durchaus kritisch gesehen.

Aber damit nicht genug der Komplexität! Eine weitere, sehr dörfliche Gemeinde im Stadtgebiet wird von einer Pfarrerin versorgt, die eine ganze Stelle innehat. Sie ist über den Master-Studiengang „Evangelische Theologie“ an der Philipps-Universität Marburg ins Pfarramt gekommen, also nicht über ein grundständiges Theologiestudium. Sie wohnt in einem Pfarrhaus, das fest in ein Gemeindehausensemble integriert ist, was als besondere Herausforderung pfarramtlichen Wohnens wahrgenommen wird. Das Pfarrhaus ist deswegen faktisch unverkäuflich. Auch hier lebt keine klassische Pfarrfamilie: Ihr Ehemann ist Kirchenbeamter mit starker Arbeitsbelastung; die Kinder sind weitgehend aus dem Haus.

Und schließlich gibt es eine vierte Pfarrerin, die zwar nominell eine ganze Pfarrstelle besetzt, die aber faktisch eine Dreiviertelstelle darstellt. Diese Stelle soll daher so bald wie möglich mit einem ¼-Auftrag für Altenheimseelsorge ausgestattet werden, die aus dem Stellendeputat der beiden genannten Kernstadt Pfarrstellen ausgegliedert wird. Aber damit werden diese beiden Pfarrstellen einen komplett neuen Zuschnitt bekommen, was für viel Unruhe sorgt und konfliktbeladen ist. Die Pfarrerin wohnt in einem Pfarrhaus, das ebenfalls in einem regelrechten Campus liegt und so baufällig ist, dass es demnächst umfassend renoviert werden muss. Dafür ist es notwendig, dass die Pfarrerin aus dem Haus auszieht. Aufgrund seiner Lage ist das Haus kaum verkäuflich.

Einen angemessenen Wohnraum für die Pfarrerin zu finden, wird schwer werden: Sie könnte unter Aufhebung der Residenzpflicht in das leerstehende Pfarrhaus in der Kernstadt ziehen. Dann ist sie aber recht weit von ihrer Gemeinde entfernt, was ebenfalls zu Konflikten führen könnte. Sie ist mit einem Selbstständigen verheiratet: auch dies alles andere als eine klassische Pfarrfamilie!

Abschließend muss noch angemerkt werden, dass die Gemeinden der Kernstadt und die große Gemeinde mit den drei Pfarrern bzw. Pfarrerninnen ihre Gemeindebüros nicht im Pfarrhaus vorhalten, die gemeindliche Verwaltung und der Publikumsverkehr also nicht im Pfarrhaus stattfindet. Auch das ist eine deutliche Veränderung gegenüber früher: Die Pfarrhäuser sind tatsächlich nur noch der Ort, wo der Pfarrer bzw. die Pfarrerin wohnen. Das macht sie zunehmend zu einem privaten Raum, was die Frage nach der Funktion des Pfarrhauses noch einmal neu stellen lässt. Ich komme darauf zurück.

Also: Auf engstem, fast fußläufigem Raum finden wir eine höchst komplexe Pfarrhaus-situation und ebenso höchst komplexe Lebenssituationen. Keines der Pfarrhäuser entspricht bei näherem Hinsehen dem klassischen Ideal einer ehemals ländlichen Region, das aber noch in vielen Köpfen herumspukt: Pfarrer bzw. Pfarrerin im Vollzeitamt, mindestens drei flötenspielende Kinder, Ehepartner „zu Hause“ und in der Gemeinde engagiert, Pfarrhaus zentral gelegen und ein Mittelpunkt der Gemeinde.

Für die Kirchenvorstände und Gemeindeglieder zeigt sich das als große Herausforderung: Mit jedem Stellenwechsel und durch den laufenden Prozess der Stellenanpassung, der jedes Mal neu prüft, ob die Stelle noch besetzbar ist, ändern sich die Konstellationen – oft sogar fundamental. Das führt auch in der Pfarrerschaft zu einer starken Verunsicherung. Im Grunde ist an diesem Beispiel zu beiden Themen – Zukunft des Pfarrberufs und Zukunft des Pfarrhauses – schon alles wie unter einem Mikroskop zu sehen: Wir müssen kirchenleitend eine hohe Flexibilität sowohl zeigen wie ermöglichen, um auf individuelle Konstellationen zu reagieren.

### **III. Das Pfarrhaus als kulturelle Größe**

Damit zeigt sich: Das Pfarrhaus als eine kulturelle Größe, die fast schon so etwas wie ein soziokulturelles Mem ist, gibt es nicht mehr! Die Pfarrhausausstellung „Leben nach Luther“ im Historischen Museum in Berlin hat ja vor Augen geführt, was damit gemeint ist, und alle werden das Idealbild des Pfarrhauses in diesem Sinn vor Augen haben. Davon müssen wir uns verabschieden. Wie meine ich das?

Im kollektiven Gedächtnis ist das Pfarrhaus ein Hort der "Bildung" und des modellhaft bürgerlich-christlichen Lebens vor Ort. Aber längst wohnen im Pfarrhaus keine klassischen Bildungsbürger mehr, und längst wohnen selbst in Dörfern auch andere Vertreter akademischer oder alternativer Lebensstile. Die Öffnung des Pfarrberufs für alle gesellschaftlichen Schichten über die Bildungsreformen der 70er Jahre hat hier massive Veränderungen gebracht. Der Pfarrer oder die Pfarrerin als „Gelehrte“ ist ein eher seltenes Modell geworden und wird so auch kaum noch wahrgenommen, selbst wenn unsere Ausbildung dieses Ideal – vielleicht aus gutem Grund! – weiterhin kultiviert.

Längst finden wir im Pfarrhaus alternative Lebensstile aller Art; klassische Bildungsbürger sind dabei, wenn ich recht sehe, nicht mehr die Mehrheit. Darin spiegelt sich natürlich auch die gesellschaftliche Entwicklung. Aber wie kann dann ein neues Pfarrhausideal aussehen?

Die Erwartungen an die Pfarrer und Pfarrerrinnen sind in dieser Hinsicht diffus. Die Erwartung, dass im Pfarrhaus eine klassische Pfarrfamilie wohnt, ist ja durchaus noch vorhanden. Und obwohl wir seit mehr als fünfzig Jahren ordinierte Pfarrerrinnen haben, werden sie oft noch anders wahrgenommen als männliche Pfarrer: Von ihren Ehegatten, den Pfarrmännern, wird weniger erwartet, dass sie sich in der Gemeinde engagieren als von Pfarrfrauen. Und wo in Pfarrhäusern Pfarrer bzw. Pfarrerrinnen wohnen, die in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft leben, ändert sich das Bild noch einmal.

#### **IV. Die Rolles des Pfarrberufs als öffentliche Verkündigung und das Pfarrhaus als Ort öffentlichen Lebens**

An dieser Frage macht sich eine Rollenunklarheit des Pfarramts fest, die ich im Folgenden kurz beleuchten möchte. In einem bemerkenswerten, leider bisher unveröffentlichten Positionspapier machen Gabriele und Peter Scherle<sup>1</sup> darauf aufmerksam, dass es gerade in der religiösen Marktsituation einer öffentlichen Theologie bedarf, die sich nicht in die Residuen etablierter Nischen zurückzieht, sondern offensiv und deutlich, vor allem: auf hohem Niveau, öffentlich das Anliegen des christlichen Glaubens vertritt. Das wird nach wie vor die Aufgabe von studierten, ja „gelehrten“ Pfarrerrinnen und Pfarrern sein müssen, die gerade deswegen ihre Ordination erhalten. Wenn das Pfarrhaus auch kein Ort traditioneller Gelehrsamkeit mehr sein kann – oder nur in Ausnahmefäl-

---

<sup>1</sup> Gabriele und Peter Scherle, Traumberuf Pfarrer/in? – Zur Zukunft des Pfarrdienstes. unveröffentlicht, 2012

len ist –, so muss es doch ein Ort zeitgemäßer Intellektualität sein, und das ist eben auch eine Frage der Ausbildung, die die Voraussetzung für die Ordination ist.

Für Gabriele und Peter Scherle – sie Pröpstin in Frankfurt, er Professor am Predigerseminar in Herborn – steht fest, dass die Ansprüche an das Theologiestudium und die Fort- und Weiterbildung von Pfarrern und Pfarrerinnen, gerade was die Theologie betrifft, eher vermehrt werden sollten, anstatt sie, wie mancherorts gefordert wird, abzusinken.

Das leuchtet auch deshalb ein, weil das Gesamtbildungsniveau der Menschen gestiegen ist. Ich empfinde das als einen sehr bemerkenswerten Gedanken, der Folgen für die Gestaltung des Pfarrberufs hat. Das Pfarrhaus darf kein Ort frommer Naivität oder anbietenden Intellektverzichts sein. Wollen wir wirklich gute Theologinnen und Theologen, müssen wir ihnen adäquate Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten bieten – und das unter der Bedingung, dass nicht nur der Beruf, sondern auch das „Haus“ öffentlich ist! Dem Anspruch auf Öffentlichkeitswirkung des Pfarrberufs, dem viele huldigen, korrespondiert aus meiner Sicht die Zumutung, dass auch das Pfarrhaus Ort „exemplarischer“ Öffentlichkeit ist.

## **V. Frauen und Ehepaare im Pfarramt**

Ganz ohne Zweifel haben Frauen im Pfarramt und Pfarrerehepaare das Pfarramt und das Leben im Pfarrberuf verändert. Nur ist es nicht ganz einfach, dies empirisch festzumachen.

Scherle/Scherle machen in diesem Zusammenhang als Erfahrungswert darauf aufmerksam, dass die sogenannte „Feminisierung“ des Pfarrberufes dessen intellektuelles Niveau angehoben habe, da Frauen durchwegs bessere Abitur- und Examensleistungen vorweisen können. Dies ist eine Beobachtung, die man ernstnehmen muss, wenn man darüber nachdenkt, wer im Pfarrhaus wohnt. Aber wie ich oben andeutete: Selbst wenn das weibliche Pfarramt längst etabliert ist und wir in Kurhessen-Waldeck sogar überdurchschnittlich viele Frauen in Führungspositionen haben, gibt es für Pfarrerinnen immer noch deutlich andere Anmutungen als für Pfarrer. Dieser Umstand wäre einer gründlichen Untersuchung wert.

Es ist unbestritten, dass durch Pfarrerinnen und durch Pfarrerehepaare eine gegenüber dem traditionellen Pfarramt neue Komponente hinzugekommen ist. Gerade für

Pfarrerinnen und Pfarrerehepaare stellen sich die Fragen der Work-Life-Balance und der Vereinbarung von Ehe, Partnerschaft, Familie und Beruf noch einmal in besonderer Weise. Doch liegt derzeit zu wenig empirisches Material vor. Die Aussagen dazu bewegen sich eher noch auf der Ebene von Einschätzungen, Vermutungen und bloßen Beispielen, wie ich sie selbst eingangs dargestellt habe. Aber ein Pfarrerehepaar wohnt eben anders im Pfarrhaus und ist ganz anderen Erwartungen und manchmal auch Zumutungen ausgesetzt als der „klassische“ Pfarrer mit seiner Ehefrau.

Dazu gehört auch die Beobachtung, dass die pfarramtliche Großfamilie, die wie ein Familienbetrieb funktionierte, ans Ende gekommen ist. Ehepartner und Kinder können (oder wollen) wegen ihrer hohen Einbindung in andere gesellschaftliche Bereiche nur noch in wenigen Fällen aktiv in der Gemeindegarbeit mitarbeiten bzw. dem Pfarrer „den Rücken freihalten“. Auch der Pfarrer muss in diesem neuen Typus von Pfarrfamilie Aufgaben im gemeinsamen Haushalt und in der Kinderbetreuung übernehmen.

Häufiger hören wir inzwischen aus Gemeinden den Wunsch, lieber eine Pfarrerin haben zu wollen, weil sie näher bei den Menschen sei. Das mag im ersten Moment emanzipatorisch klingen. Kritisch zu fragen wäre allerdings, ob sich hier nicht heimlich doch wieder eine traditionelle Rollenzuschreibung meldet, die Frauen im religiös-empfindsamen Bereich verortet und damit eher ein problematisches Signal einer Milieu- bzw. Zuständigkeitsverengung wäre.

Ein Modell gemeinsamen Wohnens, das bisher im Pfarrhaus bei uns noch nicht offiziell realisiert wurde, ist die Wohngemeinschaft. Was aber spricht dagegen, wenn zwei stellenteilende, aber nicht miteinander verheiratete Kollegen bzw. Kolleginnen eines der riesigen Pfarrhäuser, die wir auf den Dörfern oft haben, gemeinsam bewohnen?

Und schließlich sei darauf verwiesen, dass die Frage der Konfessions- bzw. Religionszugehörigkeit oder auch der expliziten religiösen Nicht-Zugehörigkeit des Ehepartners bzw. Partners in den Landeskirchen unterschiedlich eingeschätzt wird. Das Thema erreichte in den letzten Jahren immer wieder einmal die Öffentlichkeit. Es wird uns weiter beschäftigen. Die Suche nach Identität und der Trend zur Indifferenz stehen in Spannung zueinander.



## VI. Das Pfarrhaus als Symbol und praktische Herausforderung

Eine der wichtigsten Anmutungen, die gleichwohl von Pfarrern und Pfarrerinnen immer stärker als Zumutung empfunden wird, ist die verlässlich sichtbare Präsenz der Pfarrerinnen und Pfarrer, die durch das Pfarrhaus symbolisch repräsentiert und gegeben ist. Doch dazu möchte ich – als einen Erfahrungswert – aus Sicht der Kirchengemeinden den „Tante-Emma-Laden-Effekt“ nennen: Keiner kauft dort ein, aber wenn er schließt, weil er sich nicht rentiert, ist die Empörung groß.

Sofern Pfarrhäuser veräußert werden sollen, weil die dazugehörigen Pfarrstellen aufgelöst worden sind, gibt es immer wieder massive Vorbehalte seitens der gesamten Einwohnerschaft – selbst dort, wo das Pfarrhaus kaum noch frequentiert wird, weil es ein externes Pfarrbüro gibt oder weil die pfarramtliche Arbeit nicht im Pfarrhaus stattfindet.

Pfarrhäuser symbolisieren – wie Kirchengebäude – die Präsenz der Kirche. „Im Pfarrhaus brennt noch Licht“<sup>2</sup>: Das ist ein wichtiger Satz. Sicherlich gibt es ein Stadt-Land-Gefälle. In einer Landeskirche, die viele ländliche Regionen umfasst, muss bei durchaus entlegenen Dörfern und Kirchspielen der Aspekt der „Präsenz“ besonders bedacht werden, weil er mit der „Residenz“ mental eng verbunden ist. Aber er ist nicht immer durchführbar. Bei Bewerbungen spielt das Pfarrhaus eine immer größere Rolle. Das betrifft auch die Frage der infrastrukturellen Anbindung: Die Nähe von Schulen oder zum Arbeitsplatz des Partners ist für viele ein entscheidendes Kriterium. Da haben manche Kirchengemeinden echte Probleme.

Das bringt mich auf einen weiteren Aspekt: Der zunehmend restriktive Umgang der Finanzverwaltungen mit dem steuerlichen Mietwert von Pfarrhäusern macht das Wohnen im Pfarrhaus, gerade in Ballungsgebieten oder attraktiven Dorfrandlagen, gelegentlich sehr teuer. Darauf wird seitens der Pfarrerschaft geachtet. Andererseits ist die Vorhaltung eines Pfarrhauses oft die einzige Möglichkeit, vergleichsweise preiswert

---

<sup>2</sup> So der Titel eines erfolgreichen Sammelbandes mit Erzählungen zum Thema: Schott, Hanna, Im Pfarrhaus brennt noch Licht. und andere beliebte Erzählungen. Neukirchen, 3. Aufl., 2006. Unter dem Arbeitstitel „Im Pfarrhaus brennt noch Licht...? Das evangelische Pfarrhaus zwischen Mythos und Wirklichkeit“ arbeitet in dem von der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck getragenen Hans-von-Soden-Institut in Marburg Katrin Hildebrand unter der Begleitung von Prof. Ulrike Wagner-Rau an einem Dissertationsprojekt.

<http://www.uni-marburg.de/fb05/forschung/HvSI/projektskizzehildenbrand.pdf>

und angemessen in solchen Gebieten wohnen zu können, so dass wir auch Anfragen von Pfarrern oder Pfarrerinnen in Sonderpfarrämtern nach Pfarrhäusern haben.

Wir dürfen daher die Frage nach dem Pfarrhaus nicht nur unter pragmatischen und sachlichen Gesichtspunkten angehen, sondern müssen auch Befindlichkeiten berücksichtigen. Oder noch schärfer gesagt: Die Frage der Befindlichkeit ist beim Thema Pfarrhaus zumindest im ländlichen Bereich selbst zu einer Sachfrage geworden. So interagieren die Veränderungen im Pfarrberuf mit den Vorstellungen über die Wohnsituation – und umgekehrt.

## **VII. Fakten und Befindlichkeiten: gewandelte Selbst- und Fremdwahrnehmung des Pfarrberufs**

Gefährlich wäre es, bei dieser Diskussion in ideologische Fahrwasser zu geraten. Auf der Ebene der Befindlichkeiten müssen wir gewährleisten, dass in den Kirchengemeinden das Gefühl, ausreichend, zuverlässig und kompetent pfarramtlich versorgt zu werden, berücksichtigt wird.

Das ist sicher nicht nur eine organisatorische Herausforderung, sondern auch eine Frage der spezifischen Berufsauffassung von Pfarrerinnen und Pfarrern. Die Landsynode von Kurhessen-Waldeck hat sich 2013 noch einmal ausdrücklich für die Beibehaltung der Residenzpflicht ausgesprochen. Hintergrund für diese Entscheidung ist der Gedanke, dass Pfarrerinnen und Pfarrer verlässlich in ihren Gemeinden nicht nur erreichbar sind, sondern das Leben im jeweiligen Kontext mit ihren Gemeindegliedern teilen. Es geht bei der Frage der Residenz im Pfarrhaus um etwas Elementares: um „existentielle Partizipation“, also um eine innere Haltung.

In der Praxis zeigt sich immer wieder, dass Konflikte um das Pfarrhaus in der Regel Schauplätze sind, an denen tiefer liegende Ängste und Verletzungen abgearbeitet werden. Die spezifische Kultur des Pfarrhauses aber wird solange Bestand haben, wie die spezifische Kultur dieses Berufes Bestand hat: also zum einen die ungeheure Freiheit in der Ausübung, zum anderen die – wie immer man es versteht – modellhafte Gestaltung eines von Evangelium geprägten Lebensstils.

Auch hier gibt es unterschiedliche Auffassungen, was das denn sei. Die Freiheit in der Gestaltung des Pfarrberufes gerät aus der Perspektive von Pfarrerinnen und Pfarrer allmählich in die Krise. Aber man muss Befindlichkeiten von der Sachlage unterschei-

den. Ob viele Klagen einer sachlichen Überprüfung standhalten, steht dahin. Es könnte gut sein, dass vor allem das pfarramtliche Selbstbild und die Realität des Dienstes sich nicht mehr decken. Nicht unterschätzen sollten wir dabei den Aspekt der professionellen Kränkung, die sich aus der sinkenden Akzeptanz des Berufs, den abnehmenden Mitgliederzahlen und der zunehmenden Bedrängnis durch die Marktsituation ergeben. Die aktuelle EKD-Mitgliedschaftserhebung müssen wir auch unter diesem Aspekt genau betrachten.

### **VIII. Die „Kernaufgaben“ und die spezifische Kompetenz des Pfarrberufs**

Ich beobachte seit etlichen Jahren die Tendenz, theologische Kompetenz gegenüber anderen Formen des Wissens und der Kompetenz abzuwerten. In der Tat haben wir in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts sehr viel Wert auf Kompetenzen gelegt, die mit dem klassischen Pfarramt als Verkündigungsdienst auf den ersten Blick wenig zu tun hatten. Das verdankte sich der Ausweitung des kirchlichen Handelns auf die gesellschaftlichen Handlungsfelder vor allem im sozialen Bereich. Dabei aber ist es, wie Scherle/Scherle sehr richtig anmerken, zu einer Überdehnung des kirchlichen Handelns und zu einer Überfrachtung mit Aufgaben und Erwartungen gekommen, die sich zunehmend als unerfüllbar und nicht mehr finanzierbar erweisen.

Die Frage nach den „Kernaufgaben“, die in den letzten Jahren vermehrt gestellt wird, ist eine Reaktion darauf. Wir werden klar daran festhalten müssen, dass theologische Kompetenz die entscheidende Schlüsselkompetenz ist, von der her sich die Aufgabe des Pfarramts definieren lassen muss – und nicht umgekehrt! Sonst laufen wir Gefahr, ein Verein zur Pflege religiöser Geselligkeit und christlichen Brauchtums oder eine Sozialagentur ohne konkrete Handlungsmöglichkeiten zu werden.

Pfarrerinnen und Pfarrer sind als Theologinnen und Theologen unersetzbar, denn das befähigt sie zur verantwortlichen öffentlichen Verkündigung. Diese Aufgabe kann von einem ehrenamtlichen Dienst in hohem Maße flankiert, niemals aber ersetzt werden. Auch hier spricht die EKD-Mitgliedschaftserhebung eine deutliche Sprache. Aufgaben hinsichtlich der Förderung und Befähigung Ehrenamtlicher zur kirchlichen Mitarbeit werden ohne Zweifel hinzu treten. Pfarrerinnen und Pfarrer machen nicht alles! Entscheidend aber bleibt, dass das Pfarramt in der öffentlichen Wahrnehmung erkennbar ist und dort dafür sorgt, die Stimme des Evangeliums hörbar und identifizierbar zu machen – gerade weil wir uns (wie zu Beginn der Christentumsgeschichte) in einer Konkurrenz der Sinnangebote befinden.

Wenn ich recht sehe, sind es diese Themen, die wir unter dem Stichwort „Burnout im Pfarrberuf“ genauer betrachten sollten, anstatt einfach nur auf den Stundenplan zu schauen und zu viel Arbeit zu konstatieren. Es wird oft auch ein Zuviel an *falscher* Arbeit sein und ein Zuwenig an erfahrener Wertschätzung und Anerkennung. Das schlägt sich dann in der Debatte um die Präsenz- und Residenzpflicht nieder, vor allem aber in der Forderung nach geregelten Arbeitszeiten für Pfarrinnen und Pfarrer – und das (jedenfalls auf der Ebene der Befindlichkeiten) durchaus im Widerspruch zu Erwartungen der Gemeindeglieder.

## **IX. Die Attraktivität des Pfarrberufs**

Gleichwohl muss dies alles mit bedacht werden, wenn wir uns über die Zukunft des Pfarrberufs Gedanken machen: Dieser Beruf leidet im Moment offensichtlich unter mangelnder Attraktivität. Wir haben auch im evangelischen Bereich ein echtes Nachwuchsproblem. Den Gründen dafür müssen wir nachgehen. Klagen über zu hohe Arbeitsbelastung, zu starke Ausdifferenzierung der Professionalität und zu große Zuschnitte der Arbeitsbereiche sind das eine. Anders aber ist es, wenn darüber geklagt wird, das „Eigentliche“ des Pfarrberufs komme zu kurz. Hier scheint mir der Klärungsbedarf am nötigsten zu sein, denn ich habe den Eindruck, dass wir es an dieser Stelle mit einer Identitätsunsicherheit von Pfarrerinnen und Pfarrern zu tun haben, der wir mit der Erhöhung von Sekretariatsstunden und der Professionalisierung von Jugendarbeit und Gemeindesozialarbeit allein nicht abhelfen können.

Die unausgesprochenen Fragen lauten: Wozu sind wir eigentlich da? Was ist die besondere und unersetzbare Aufgabe des Pfarramts – und wer nimmt sie in Anspruch? All diese Anfragen prägen die Berufseinstellung von Pfarrerinnen und Pfarrern erheblich und wirken sich unterschwellig auch darauf aus, ob der eigene Beruf als so attraktiv angesehen wird, dass man ihn nochmals als Lebensberuf wählen würde. Hier gibt es manche Stimmen, die das keineswegs aus vollem Herzen bejahen.

Deutlich ist jedenfalls, dass sich auf Grund des Nachwuchsmangels innerhalb der EKD oder der deutschsprachigen evangelischen Kirchen ein Pfarrstellenmarkt entwickelt, auf dem auch nach der Attraktivität der jeweiligen Pfarrstellen gefragt wird. Wohn- und Lebensqualität stehen dabei deutlich im Vordergrund. Und es gibt bereits Gemeinden, die offensiv im Internet mit der Wohnsituation werben. Wir drohen allmählich in den Zustand zurückfallen, dass es gleichsam „fette“ und „magere“ Pfründe gibt. Hier ist viel

kirchenleitende Sensibilität gefordert, um weiterhin eine Vergleichbarkeit des Gemeindepfarramts trotz aller unterschiedlichen Bedingungen zu erhalten!

Schließlich noch ein Wort zur angemessenen Besoldung. Friedrich Wilhelm Graf hat in einem Gespräch anlässlich der „Pfarrhausausstellung“ in Berlin geäußert, Pfarrerinnen und Pfarrer verdienen – verglichen mit anderen akademischen Professionen und erst recht mit den Gehältern in der Wirtschaft – zu wenig<sup>3</sup>. Das ist sicher für alle Kirchenleitungen, die unter dem Diktat der Einsparungen stehen, kein angenehmes Thema. Wenn wir auf der einen Seite die Bereitschaft voraussetzen, sich auf die professions-spezifischen Verhaltenszumutungen des Pfarrberufes einzulassen, kann das nur gelingen, wenn auf der anderen Seite der Gewinn dieser Zumutungen erkennbar wird. Der besteht nicht nur in Geld, aber eben auch. Über eine Reihe von Nebenabgaben und den schon erwähnten restriktiveren Umgang der Finanzämter mit der Mietwertberechnung von Pfarrhäusern sind die Belastungen in den letzten Jahren für viele – und für viele sehr ungleich! – deutlich gestiegen.

Es könnte also durchaus sein, dass Pfarrerinnen und Pfarrer in der Zukunft mehr verdienen als derzeit. Denn was knapp wird, wird teurer. Das sind die Gesetze, unter denen wir auch als Kirche leben. Der sprichwörtliche „Gotteslohn“ genügt nicht mehr – und das zu Recht!

## **X. Neue Modelle der Zusammenarbeit: der Kooperationsraum**

In einigen Landeskirchen rückt inzwischen der Begriff des „Kooperationsraums“ in den Mittelpunkt der Überlegungen. Er meint mehr als das bloße Teamwork oder die simple Zusammenlegung von Arbeitsgebieten aus ökonomischer oder personeller Not heraus. Es geht darum, in regionaler Bindung kollegiale Zusammenarbeit so zu gestalten, dass sich daraus Freiräume eröffnen lassen. Das fängt mit der Frage zuverlässig geregelter Urlaubsvertretungen an und geht über die Möglichkeit regelmäßiger Fort- und Weiterbildung bis hin zur Gestaltung echter Sabbatjahre und Auszeiten. Kooperationsräume können dafür den angemessenen Rahmen bilden. Sie setzen aber voraus, dass Pfarrerinnen und Pfarrer diese Formen von Zusammenarbeit lernen und als Organisationsform der Kirche verinnerlichen. Kooperationsräume können unterhalb der Ebene von Kirchenkreisen in einiger Selbstständigkeit operieren und wesentlich flexibler die regional anstehenden Aufgaben bewältigen.

---

<sup>3</sup> [https://www.ekd.de/aktuell\\_presse/news\\_2014\\_02\\_26\\_1\\_ausstellung\\_pfarrhaus.html](https://www.ekd.de/aktuell_presse/news_2014_02_26_1_ausstellung_pfarrhaus.html)

Solche Kooperationsräume werden künftig, wenn wir uns gezwungen sehen, das Pfarrstellennetz weiter auszudünnen, angesichts der gestiegenen Mobilität der Gemeindeglieder starke Modelle regionaler Zusammenarbeit sein können – und müssen.

In Summa: Die Pluralisierung des Pfarrberufs nötigt zu hoher Flexibilität. Die aber – so zeigt die Erfahrung – ist dort am ehesten möglich, wo die basalen Standards geklärt sind. Kirchengemeinden haben genau dann kein Problem mit dem Pfarrhaus, wenn sie wahrnehmen, dass die pfarramtliche Versorgung gewährleistet ist und das Leben im Pfarrhaus von einer gewissen Stabilität und Verlässlichkeit geprägt ist. Pfarrer und Pfarrfrauen haben genau dann kein Problem mit dem Pfarrhaus, wenn sie spüren, dass das Wohnen im Pfarrhaus ihrer Arbeit förderlich ist und keine Einschränkung oder gar Belastung bedeutet. Je mehr wir den Pfarrberuf als eine Tätigkeit verstehen, die ähnlich anderen Professionen gestaltet ist, umso mehr müssen wir auf die „Lebensförderlichkeit“ achten, wie Scherle/Scherle es nennen.

## **XI. Notwendige Abschiede: Platz für das Neue**

Freilich werden wir uns von manchen bildungsbürgerlichen oder berufsständischen Idealen verabschieden müssen – wobei die Frage gestellt werden darf, ob sie je gestimmt haben und im Sinn der öffentlichen Bezeugung des Evangeliums wirklich fruchtbar waren. Ein Blick in die Pfarreichroniken kann durchaus ernüchternd wirken. Ich bin inzwischen vorsichtig geworden und misstrauere unserer Erinnerungskultur – selbst wenn die Berliner Pfarrhausausstellung gerade die sozialgeschichtlichen Wirkungen des Pfarrhauses eindrücklich dokumentiert hat. Wir müssen als Kirchenleitungen an dieser Stelle noch genauer hinsehen, noch intensiver zuhören und nachfragen. Und wir sollten sowohl den Gemeinden als auch den Geistlichen zutrauen und zumuten, eigene, gangbare Lösungen zu finden, die gemeinsame Arbeit zu gestalten.

Wichtig bleibt dabei: Die evangelische Kirche muss öffentlich erkennbar, präsent und vernehmlich bleiben. Wir dürfen uns nicht in Nischen flüchten oder am Rand hocken. Pfarrfamilien – in welcher Konstellation auch immer – sind nach wie vor ein wesentliches Merkmal unserer evangelischen Kirchlichkeit: in all ihrer Buntheit und Verschiedenheit, auch wenn nicht in jedem Pfarrhaus eine Familie wohnt. Wir spiegeln hier die Gesellschaft, sollten uns ihrem Trend aber nicht einfach hingeben, sondern zusehen, dass wir selbst Formen von Leben und Arbeiten anbieten können, die modellhaften

Charakter haben: im Bereich der Teilzeitarbeit, der Teamarbeit oder der projektbezogenen Arbeit.

Wir dürfen uns weder von plattem Pragmatismus noch von reiner Befindlichkeit oder von ideologischen Leitsätzen treiben lassen. Die Frage muss lauten: Wie ermöglichen wir die öffentliche und dauerhafte Bezeugung des Evangeliums? Daran hat sich seit der Reformation nichts geändert. Das Pfarrhaus gehört dazu, denn Pfarrer und Pfarrfrauen gehören unter die Leute. Aber so, dass sie es auch aushalten können – die Pfarrer und Pfarrfrauen wie auch die Leute.

## **XII. Die Zukunft des Pfarramts**

Über die Zukunft des Pfarramts als solches müssen wir uns keine Sorgen machen: Das Predigtamt ist, wie die Confessio Augustana Art. 5 deutlich festhält, von Gott selbst gestiftet. Aber die Herausforderung besteht darin, dieses Amt sachgemäß in einen Beruf zu kleiden.

Nach wie vor sind für mich freikirchliche Modelle der Pfarramtsfinanzierung und -gestaltung nicht der für unsere Situation in Deutschland naheliegende Weg. Aber auszuschließen ist nicht, dass sich das Staat-Kirche-Gefüge bei uns wandelt und die gesellschaftliche Gesamtlage die Tendenz zu einer Freiwilligkeitskirche forciert. Dann aber stehen wir vor ganz anderen Herausforderungen, die weit über das hinausgehen müssen, was ich ausgeführt habe.

Der Pfarrberuf wird immer etwas Unzeitgemäßes sein und das Pfarrhaus immer ein Ander-Ort im Sinne Michel Foucaults bleiben. Die Frage ist nur, ob beide – Pfarrberuf wie Pfarrhaus – der Vergangenheit oder der Zukunft verpflichtet sind. Aber eigentlich sollte genau das keine Frage sein!

Deshalb lohnen sich alle Überlegungen und alle Kreativität, unter den gegenwärtigen Bedingungen attraktive Gestaltungsformen für diesen Beruf zu entwickeln, von dem ich immer noch überzeugt bin, dass er einer der schönsten und erfüllendsten Berufe ist, die es gibt.